



Leseprobe aus Imhof, Dummerweise hochbegabt, ISBN 978-3-407-86538-0

© 2018 Beltz Verlag, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86538-0)

isbn=978-3-407-86538-0

VORBEMERKUNG

Sich als hochbegabt zu outen ist so eine Sache. Man macht sich mit dieser Art Coming-out nicht nur Freunde. Realistisch gesehen ist es sehr viel leichter zuzugeben, dass man die Krätze hat oder von tödlichen Gammastrahlen verseucht ist. Schon vor fast dreihundert Jahren warnte Claude-Adrien Helvetius, dass nur unvorsichtige Leute es wagten, vor Menschen, die sie nicht kennen, Geist zu haben.

Ich bin nicht immer vorsichtig, und so habe ich mich trotzdem entschieden, dieses Buch zu schreiben. Weil die Kommunikation zwischen Hochbegabten und den sogenannten Normalbegabten noch immer hinkt. Das liegt auch daran, dass vieles, was über Hochbegabung geschrieben wird, von Leuten stammt, welche die Innenperspektive gar nicht kennen. Denn Hochbegabte selbst beschreiben selten ihr Innenleben und meistens haben sie ohnehin andere Interessen, nach dem Motto: Ja, ich bin hochbegabt. Aber nicht hauptberuflich. Reden wir über Quantenteleportation!

Wir alle brauchen das Verständnis der Menschen, die uns umgeben, ihr Mitgefühl und ihre Freundschaft – auch Hochbegabte, allen Klischees zum Trotz. Zugegeben, man merkt uns das nicht immer an. Noch ein Grund für dieses Buch.

Auch ich war ziemlich gut darin, meinem Umfeld auf den Keks zu gehen, und bisweilen bin ich es noch heute. Versteht mich nicht falsch: Immerhin ziehe ich mich nicht mehr an wie Goethes Werther und ich schreibe meine Weihnachtskarten nicht auf Altbabylonisch. Aber ja, manchmal sieht es so aus, als könnte ich zwar spontan Schillers Gesamtwerk rezitieren oder einen Vortrag

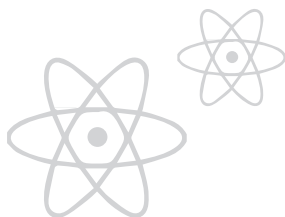
über WurmLöcher halten, wäre aber zu blöd, um die Türklinke zu finden. Manchmal provoziere ich oder vertrete eine Meinung, die ich gar nicht teile, nur um zu sehen, wie weit es sich damit argumentieren lässt. Das macht mich nicht gerade zur Ballkönigin. Und ja, obwohl ich mich wirklich bemühe, kann es schon mal passieren, dass ich ein ganz klein wenig wirke wie ein Klugscheißer.

Hochbegabung bedeutet jede Menge Chaos. Eine lebenslange Herausforderung, an der man oft zu zerbrechen droht. Zerrissen zu sein zwischen den unterschiedlichsten Interessen, zwischen Verstand und Gefühl, als würde man von einer Seite mit 5000 Grad Celsius bestrahlt und gleichzeitig von der anderen schockgefrostet. Sie bedeutet aber auch eine Menge Spaß und viele Dinge, ohne die es zumindest mir ziemlich langweilig wäre. Ja, heute stecke ich gern in meiner hochbegabten Haut. Es wäre gelogen zu sagen, es war kein harter Weg dorthin. Noch immer ist es manchmal unglaublich anstrengend. Aber alles andere würde nun einmal bedeuten, gegen meine eigene Persönlichkeit zu kämpfen. Und wer das tut, kann eigentlich nur verlieren. Deshalb wäre es nett, wenn man uns einfach nehmen würde, wie wir sind. Einen Laktoseintoleranten zwingt man ja schließlich auch nicht, vom Käse abzubeißen.

Dieses Buch ist keine Autobiografie, es erzählt nur das über mich, was auch mit Hochbegabung zu tun hat. Manche Szenen habe ich zur besseren Lesbarkeit komprimiert oder Namen – besonders bei Minderjährigen und Familienmitgliedern – verändert. Es soll helfen, anderen Hochbegabten, ihren Freunden und Angehörigen die Erfahrungen zu ersparen, die hier geschildert werden. Es soll allerdings keine Entschuldigung für schlechtes Benehmen liefern. Auch ein hochbegabtes Ekel ist und bleibt ein Ekel.

Stattdessen möchte ich zurückgeben, was ich selbst durch die Lebensgeschichten anderer Hochbegabter bekommen habe: das Gefühl, nicht allein oder gar abartig zu sein. Und ich möchte

denen, die vielleicht manchmal an ihren hochbegabten Freunden, Kindern oder Partnern verzweifeln, eine Möglichkeit geben, zu verstehen. Schließlich kann man schlecht mit jemandem kommunizieren, wenn man nicht weiß, wie er tickt. Noch immer ist es in dieser Gesellschaft oft ein Handicap, wenn man schlau ist. Sozusagen dummerweise hochbegabt. Aber das muss ja nicht so bleiben. Dies ist mein Beitrag dazu.



ICH UND »HOCHBEGABT«?

PRÄLUDIUM IM KINDERGARTEN

Unter anderen Umständen als der totalen Katastrophe wäre ich nie auf die Idee gekommen, meine Intelligenz testen zu lassen. IQ-Tests schienen mir sinnloses Brainjogging für Angeber, die sich besser fühlen, wenn sie ein paar Kreuzchen mehr richtig gesetzt haben als andere. Es brauchte mehrere Anstöße, um meinem komischen Innenleben auf die Spur zu kommen. Und alles begann im Kindergarten.

Nervös verknote ich meine Hände. Das dunkle Büro liegt im Souterrain. Nur durch ein schmales Fenster ganz oben kommt Tageslicht herein. Eine Wickelkommode, der Schreibtisch. Auf der einen Seite ich, auf der anderen die Leiterin der Einrichtung und eine Erzieherin. Eigentlich ist es ein ganz normales Elterngespräch. Aber die angespannte Atmosphäre ist förmlich zu greifen, und es riecht nach Ärger. Auf einmal komme ich mir vor wie ein Kind, das etwas ausgefressen hat.

Was ist denn los?, sage ich mir. Du bist doch kein kleines Mädchen mehr. Und auf den Mund gefallen warst du auch noch nie.

»Also«, meint die Leiterin mit strengem Blick. Sie ist klein und drahtig, schon älter. Ihre Haare sind blond gefärbt, die Stimme ist scharf wie die eines Polizisten beim Verhör. Sie zückt das Protokoll des letzten Elterngesprächs.

»Sie sagten im letzten Gespräch, dass Sie überlegen, Natascha

vorzeitig einzuschulen. Weil Sie der Ansicht sind, dass sie sich bei uns hier langweilt.«

Mit zusammengezogenen Brauen blickt sie mich über den Rand des Protokolls an, als wäre das etwas Unmoralisches.

»Na ja«, erwidere ich etwas unsicher. »Sie kann im Prinzip lesen, und die Bücher, die Sie haben, findet sie nicht mehr ganz so anregend.« Nataschas Ausdruck dafür war weniger nett. Sie hat ihren eigenen Neologismus verwendet: »babish« – babyhaft. Seit einiger Zeit weigert sie sich immer öfter, in den Kindergarten zu gehen, hat morgens Bauchschmerzen oder sitzt allein in einer Ecke, wenn ich komme, um sie abzuholen. Wenn ich frage, was los ist, sagt sie, dass ihr langweilig sei. Dass die Erzieherinnen ihre Fragen nicht beantworten und ihr stattdessen befehlen, alberne Spiele mitzumachen, die sie hasst.

Der Ausdruck der Leiterin wird milde wie der eines Inquisitors im Beichtstuhl. »Ich verstehe. Ich habe früher in einem Kindergarten in der Stadt gearbeitet. Da hatten wir viele Mütter wie Sie. Die ihre Kinder mit drei zum Chinesischunterricht schickten und so.«

Ich räuspere mich und schiebe die Handtasche auf den Knien hin und her. »Sie sollen ihr ja nicht Chinesisch beibringen. Natürlich fände sie es schön, wenn jemand ab und zu ein Experiment mit ihr macht. Wenn sie ein Gruppenspiel nicht mitspielen will, warum darf sie nicht stattdessen lesen? Und ja, ich möchte sie vorzeitig einschulen.« Meine Güte, wenn sie Chinesisch toll fände, warum nicht auch Chinesisch? Es ist schließlich nicht so, dass ich verlange, man solle einen Teilchenbeschleuniger anschaffen oder in der Kuschecke eine Kernspaltung versuchen.

Jetzt mischt sich die Erzieherin ein. »Warum lassen Sie das arme Kind nicht einfach mal Kind sein?«, hält sie mir entrüstet vor.

»Die Kleine sieht so entsetzlich traurig aus«, ergänzt die Leiterin. »Das liegt an der Überforderung. Schauen Sie, dieses Foto haben wir kürzlich von ihr gemacht.«

Sie schiebt mir ein Foto meiner Tochter über den Tisch. Ich grüble, aber ich komme nicht darauf, wann ich den Erzieherinnen eine Erlaubnis gegeben habe, mein Kind zu fotografieren. Ich betrachte das Bild meiner Tochter. Sie steht in einer dunklen Ecke im Gruppenraum. Tatsächlich sieht sie traurig aus.

Ich kämpfe gegen das schlechte Gewissen an. Ich will doch einfach nur, dass mein Kind wieder gern in den Kindergarten geht! Aber ich hasse es, wenn man versucht, mich zu manipulieren, und ganz besonders, wenn man dabei mit Emotionen arbeitet. Gefühle sind zu wertvoll. Mein schlechtes Gewissen schlägt in Ärger um, und ich werde biestig. »Interessant«, kontere ich schnippisch. »Bei uns zu Hause sieht sie nie so traurig aus. Das bestätigt mich in meiner Einschätzung der Situation. Offenbar liegt es an Ihrer Einrichtung, dass sie sich so unglücklich fühlt!«

Entsetzen bebt mir entgegen. Autsch. Jetzt bin ich wohl endgültig unten durch.

ZUSAMMENBRUCH: EINMAL HÖLLE UND ZURÜCK

Damals kam ich kaum dazu, über die Intelligenz meiner Tochter nachzudenken, denn beruflich war ich selbst mehr als unglücklich.

Ich sitze in meinem Büro an der Universität Göttingen. Starre auf das Webformular, eines von unendlich vielen, das ich seit einer Stunde ausfüllen sollte. Die Veranstaltungen für das nächste Semester müssen gemeldet werden. Ich weiß ja nicht, wieso man dazu einen Doktor in Islamwissenschaft haben muss. Aber an deutschen Universitäten ist es üblich, dass das akademische Personal vor allem mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt ist.

Seufzend blicke ich auf den Bildschirm. Ich würde meine Zeit lieber mit Denken verbringen. Es. Ist. So. Langweilig. Mit einigen Leuten verstehe ich mich gut: mit meinem Chef oder dem Ara-

bisch-Lektor zum Beispiel. Aber heute Morgen ist schon wieder der Vormittag für die universitätseigenen Intrigen draufgegangen. Leider hat man mir im Bewerbungsgespräch mitzuteilen vergessen, dass mein Job – so wie alle anderen am Lehrstuhl – im Kreuzfeuer einer Professorin im Darth-Vader-Modus steht, so dass ich manchmal das Gefühl habe, nicht an einer Bildungseinrichtung, sondern bei der Terrorabwehr zu arbeiten. Ein Haifischbecken, das alle meine Vorgänger nach kürzester Zeit, ganz oder in Stücken, fluchtartig verlassen haben.

Ich werde hier noch komplett verblöden!, jault mein Inneres. Jedes Mal, wenn du hoffst, endlich Zeit für dein Hirn zu haben, kommt wieder etwas Neues. Es ist, als ob du gerade mit einem romantischen Candle-Light-Dinner angefangen hast, da steht plötzlich der Nachbar am Tisch und will den Müllplan besprechen. Was finden Menschen nur an Intrigen? Es geht doch immer nur um Macht. Und Macht ist langweilig.

Wut kommt in mir auf. Unverständnis. Ein schlechtes Gefühl, weil es auf Kosten meiner Forschung und natürlich der Studierenden geht, wenn ich meine Arbeitszeit mit dem Kampf um Selbstverständlichkeiten verplempern muss. Apropos Arbeitszeit: Zum Glück! Sie ist gerade um. Ehe ich gehe, werfe ich noch einen Blick in den Artikel über Hochbegabung, den ich gestern gefunden habe. Das tut gut. Eigentlich hatte ich ihn wegen meiner Tochter herausgesucht, aber beim Lesen habe ich ein Déjà-vu. Offenbar bin ich nicht die Einzige, der Macht egal ist, nicht die Einzige, die bei Ungerechtigkeiten fuchsteufelswild wird. Nicht die Einzige, die sich bei einfachen Aufgaben langweilt und die deswegen am liebsten die Wände hochgehen will.

Dennoch: »Intelligent« wäre so ziemlich das Letzte, was mir gerade über mich einfällt. Sonst hätte ich mich ja wohl nicht zielgenau in dieses Inferno hineinmanövriert. Seufzend schalte ich den Computer aus. Vermutlich liegt es an mir. So etwas gehört wahrscheinlich dazu, wenn man ein normales Leben führen will.

Es dauerte noch eine Weile, bis ich begriff, was mit mir los war. Tag für Tag, Monat für Monat füllte ich weiter Formulare aus und führte kafkaeske Kämpfe um Bagatellen, die nicht meine waren und die niemand gewinnen konnte. Irgendwann spielten Körper und Seele nicht mehr mit.

Eines Tages geriet ich in Panik angesichts eines Formulars, das ich auszufüllen und mit *blauer* Tinte zu unterschreiben hatte – weil ich gerade keine blaue Tinte zur Hand hatte. Millionen Menschen wären einfach losgegangen und hätten welche gekauft. Ich brach heulend zusammen. Es war nur der Kulminationspunkt einer langen Kette von Beschwerden, die immer schlimmer geworden waren: rasende Kopfschmerzen, permanente Erschöpfung. Mein Hirn fühlte sich an wie gekocht. Beim geringsten Anlass fuhr ich aus der Haut. Dinge, die ich früher parallel erledigt hatte, musste ich nun mühsam nacheinander abarbeiten. Das Leben lief taub und stumm an mir vorbei, als würde ich es von einem schalldicht isolierten Raum aus hinter Glas beobachten; als hätte ich ein lebensechtes Hologramm von mir selbst entwickelt und irgendwann vergessen, wer von uns beiden das Original war. Ich fühlte mich fremd, am Arbeitsplatz, zu Hause, im eigenen Körper – und tat endlich, was ich längst hätte tun sollen: Ich kündigte fristlos. Zeit für ein neues Leben: Fack ju, Göhttingen!

Mein Mann packte mich ein, und wir fuhren ans Meer. Ich brauchte dringend eine Auszeit. Ich hätte jede Veränderung angenommen, aber je mehr sich änderte, desto besser.

Ich sitze an einem Strand. Wasser spielt um meine Füße. Hinter mir, zwischen Zypressen, erhebt sich eine mittelalterliche Festung, ihre goldgelben Mauern ragen hoch über die dunkelblaue Fläche. Der Wind fegt durch mein langes Haar, ich kann endlich atmen. Weit draußen auf dem Meer schwankt ein Schiff. Seine weißen Segel tauchen auf und verschwinden hinter den sturm-bewegten Wellen. Anders als ich findet es seinen Kurs. Will ich

mich orientieren, sehe ich nur wild sich drehende Nadeln, ständig wechselnde Richtungen, die keinen Sinn ergeben. Ich bin mit einem Kompass unterwegs, der sich nicht am Magnetfeld der Erde orientiert. Wie von einem fernen Stern an einen fremden Strand geworfen, verweigert von Himmel und Meer.

Vermutlich war es dieser Tag am Meer, brennende Sonne auf der Haut, der Wind im Haar, die Füße im körnigen schwarzen Lavasand, als ich anfang, darüber nachzudenken. Lag es an mir? Ich hatte so wenig in meinen Job gepasst wie meine Tochter in ihren Kindergarten. Gab es überhaupt einen Ort, an den ich passte? War ich eine Fremde in diesem Leben? Nur durch einen ironischen Zufall an der Küste des Daseins gestrandet?

Aber da waren diese Geschichten. Von Menschen, die sich ebenso fremd gefühlt hatten. Konnte es sein, dass ich vielleicht nicht die einzige Schiffbrüchige war?

Es war höchste Zeit, dass ich auf die Beine kam. Meine Tochter brauchte mich. Inzwischen war sie in die Schule gekommen, aber die Unterforderung dauerte an, und sie rebellierte dagegen. Erinnerungen an meine eigene Schulzeit kamen auf. Und was ich mir selbst nie zugestanden hatte, schien mir bei ihr inzwischen sehr wahrscheinlich. Nach langem Überlegen entschieden wir uns für einen Intelligenztest. Vor allem, um unsere Tochter vor negativen Erfahrungen zu bewahren und sie ihren Bedürfnissen entsprechend fördern zu können. Und auch deshalb, weil ich es nicht mehr hören konnte, ich solle mein armes Kind nicht so drillen, wo ich es doch einfach nur nicht übers Herz brachte, es in seinem Wissensdurst zu bremsen und seine Fragen unbeantwortet zu lassen. Als ob man eine Lizenz zum Lernen bräuchte.

Die Vermutung bestätigte sich: Sie ist hochbegabt. Ich war endlich gezwungen, mich damit auseinanderzusetzen. Das erste Mal, als ich die Kopie ihres Tests für den Mitgliedsantrag bei der Hochbegabtenvereinigung Mensa e. V. beglaubigen lassen wollte.

»Oh, das sieht ja ungewöhnlich aus«, meint die Gemeindemitarbeiterin, als ich ihr die Seiten reiche. »Darf ich Sie fragen, was das ist?«

Ich fingere an meiner Handtasche herum. Es ist mir peinlich, aber ich will nicht unhöflich sein. »Ein IQ-Test-Gutachten für Kinder«, murmle ich verlegen. Schon habe ich wieder das Gefühl, dass auf meiner Stirn geschrieben steht: »Rabenmutter«, »Tiger Mom«.

Der Blick der Gemeindemitarbeiterin wird mitleidig. »Sie haben ein hochbegabtes Kind?«

Unbehaglich rutsche ich auf meinem Stuhl herum. Drehe den Kopf hin und her. Nicke endlich mit gesenktem Blick.

»Ach, Sie Arme. Ich kenne auch eine Mutter, die so ein Kind hat. Hochbegabt. Echt blöd.«

Voll Mitgefühl betrachtet sie mich über ihren riesigen Schreibtisch hinweg. Mich arme, bedauernswerte Mutter eines missratenen, hochbegabten Kindes.

»Ähm ... inwiefern?«, will ich wissen.

Die Mitarbeiterin sieht mich an, als käme ich von einem anderen Stern. »Na ja, die sind doch anstrengend. Haben ständig Fragen und müssen alle paar Tage in die Bücherei.«

Stimmt. Aber gestört hat mich das noch nie. Ich stelle auch ständig Fragen und will in die Bibliothek. Natascha ist aufgeweckt und hat immer neue Interessen. Das ist schön und bereichernd. Ich lerne viel durch sie. Den Mitgliedsantrag bei Mensa stelle ich auch deshalb, weil sie ihre Interessen im Moment nicht mit vielen Kindern teilen kann.

Die Mitarbeiterin bemerkt mein Unbehagen und zuckt die Schultern. »Na ja. Hauptsache, sie sind gesund.«

Als ich meine Unterlagen in die Handtasche stopfe, komme ich ins Grübeln. Im Grunde hat die Gemeindemitarbeiterin gerade Dinge angesprochen, die ich kenne, und zwar nicht erst, seit ich ein Kind habe. Auch ich galt als anstrengende Leseratte. So eini-

ges, was Natascha gerade durchmacht, ist mir aus meiner eigenen Kindheit sehr vertraut.

Natürlich wusste ich, dass ich nicht dumm bin. Ich habe es oft genug gehört. Auch in Situationen, in denen ich lieber ganz andere Dinge gehört hätte. Aber was bedeutete das schon? Vermutlich war ich bloß eine gute Schauspielerin, und die Leute überschätzten mich. Ich war kein bisschen anders als die andern.

Na gut. Ein paar Kleinigkeiten gab es vielleicht.

Ein bisschen gewöhnungsbedürftig war ich schon in der Schule gewesen: eine bebrillte Göre, die im Chemieunterricht unter der Bank Theorien zur Antimaterie entwarf (und prompt schlechte Noten bekam, weil sie deswegen leider keine Zeit hatte, die Formel für stinknormalen Haushaltszucker zur Kenntnis zu nehmen). Die fand, eine Prüfung sei eine gute Gelegenheit, die privat erlernte deutsche Kurrentschrift erstmals anzuwenden – ohne sich Gedanken zu machen, ob der Lehrer ihre Antworten dann noch lesen konnte. Die mit ihrem an Goethes *Leiden des jungen Werthers* angelehnten Kleidungsstil vor allem Modebewusste leiden ließ.

Nein, wenn ich ehrlich bin, war ich nicht gerade die Verkörperung des Gruppenideals: frenetisch begeistert von Schiller und Verdi schrieb ich Dramen in Blankversen und fühlte mich nur dann wohl, wenn ich gerade mindestens vier Sprachen parallel lernte. Männern, denen ich trotzdem gefiel, bescherte ich mitunter Begegnungen der anderen Art. Zwar wurde ich nicht überall bespuckt wie an der Haltestelle des Schulbusses, aber dass ich nicht gerade eine Kandidatin für die Klassensprecherin war, ist auch klar.

Irgendwie habe ich es dennoch geschafft, ein halbwegs normales Leben aufzubauen: Ich bin verheiratet, habe ein Kind, und ich kann Avengers und X-Men auseinanderhalten (stelle allerdings bisweilen die Frage, wie wahrscheinlich eine gleichzeitige Häu-

fung im Grunde ähnlicher Einzelmutationen sämtlich auf dem X-Chromosom ist). Als Islamwissenschaftlerin habe ich an der Universität, als Sängerin mit den Bamberger Symphonikern und einigen Weltklassedirigenten gearbeitet und als Autorin unter einem meiner Pseudonyme einen Bestseller geschrieben. Studenten, die mir mit Machosprüchen kommen, lehre ich die Wissenschaft und das Fürchten, und ich trage keine T-Shirts mit Seehundaufdruck mehr. Ich bin aber auch der Schrecken aller Elternabende, weil ich nie verstehen werde, wieso man eine Stunde auf Kinderstühlen sitzen muss, um Dinge zu hören, die man genauso gut in fünf Sätzen zusammenfassen könnte. Meine Facebookseite ist ein Desaster, weil es mir hundertmal leichter fällt, einen wissenschaftlichen Artikel zu schreiben als eine Statusmeldung. Ist das Hochbegabung?

RAUMSCHIFF IM STAU

Ich vergrub mich in die Fachliteratur. Und je mehr ich über Hochbegabung las, desto weiter sackte meine Kinnlade nach unten. Also nannte man es nicht »abartig«, sondern »hochbegabt«?

An einen Test für mich dachte ich dennoch zunächst nicht. Ein geeigneter IQ-Test kostet mehrere Hundert Euro, und ich hatte gerade meinen Job gekündigt. Außerdem war ich erwachsen, die Sache war gelaufen. Dann suchte ich aber doch eine Praxis auf, die sich mit Hochbegabung auskannte, um mich beraten zu lassen. Schlimmer als das, was ich mir selbst schon an Gründen für meinen Zustand ausgemalt hatte, konnte eine Hochbegabung auch nicht mehr sein.

Die Psychologin bat mich, die Konzentrationsstörung beim Lesen genauer zu beschreiben.

Das fiel mir leicht: Alles ging so furchtbar langsam. Ich musste Zeile für Zeile, Wort für Wort lesen, manchmal sogar mehrmals.

Ein wenig wie wenn man nicht richtig sieht, weil ein Schmierfilm auf den Augen liegt, nur dass die Schmiere im Gehirn klebt. Und das bei ganz normaler wissenschaftlicher Literatur. Zeug, das ich seit Jahrzehnten gewöhnt war.

Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, und sie fragte, wie ich denn sonst läse.

Auch das war leicht zu beantworten: Ich blicke auf die Seite, scanne den Text mit den Augen, fertig. Je nachdem, wie aufmerksam ich bin und was ich lese, dauert das so zwischen 20 Sekunden und einer Minute. Vor meiner Philosophiezwischenprüfung im Studium (für die ich viel zu spät mit dem Lernen begonnen hatte) waren das rund hundert Seiten pro Stunde gewesen, also etwa tausend am Tag. Wenn ich in der Bibliothek feststellte, dass ich mein Notebook oder meinen Block vergessen hatte, merkte ich mir, was ich las: Information, zugehörige Seitenzahl und bisweilen auch die Signaturen der Bücher. Wenn es nicht zu viele waren und es nicht zu lange dauerte, bis ich wieder am Schreibtisch war, funktionierte das ganz gut. Jetzt konnte ich froh sein, wenn ich daran gedacht hatte mir aufzuschreiben, welches Buch ich überhaupt suchte.

Angesichts ihres Schweigens kam mir der Gedanke, dass das vielleicht nicht die übliche Art zu lesen war.

Und dann wollte sie wissen, ob ich schon einmal an einen IQ-Test gedacht hätte.

Hatte ich nie zuvor. Mein Abitur war gut – ein Schnitt von 1,8 –, aber keineswegs genial. Zugegeben, im Studium hatte ich zugelegt: Doktorarbeit mit Summa-cum-laude-Bewertung. Aber waren Noten nicht subjektiv? Ich hatte so um die 20 Sprachen gelernt, wenn man die vier oder fünf fremdsprachigen Dialekte mitzählt. Aber ich konnte nicht alle gleich gut. Manche hatte ich zehn Jahre und länger nicht mehr gesprochen. Außerdem war das nicht viel: Mein Großvater, ein Turkologie-Professor, hatte mehr als doppelt so viele aufzuweisen. Natürlich wusste ich, dass ich nicht dumm bin. Aber hochbegabt?

Ich hatte nicht mehr viel zu verlieren. Vor der Alternative zum Borderline-Syndrom schien mir die Hochbegabung noch die akzeptablere Variante. Jedenfalls konnte man damit vermutlich leichter ein halbwegs normales Leben führen. Die einzige Möglichkeit, sie nachzuweisen, war allerdings der Test. Doch was, wenn ich mit einem durchschnittlichen Ergebnis abschneiden und so feststellen würde, dass ich einfach bloß nicht alle Tassen im Schrank hatte?

Irgendwann tat ich es doch. Es war der blanke Leidensdruck, der mich trieb. Zwei volle Wochen vor dem Termin schon schlief ich bestenfalls noch zwei Stunden pro Nacht. Noch am Morgen wollte ich absagen. Ich fuhr trotzdem, einfach nur, um es hinter mich zu bringen. Übermüdet und mit roten, dunkel geränderten Augen schlich ich herein. Der Test war der blanke Horror. Die Fragen eintönig gleich, Seite um Seite dieselben Aufgaben, wieder und wieder und wieder. Meine übermüdeten Augen brannten. Besonders der sprachliche Teil war fürchterlich. Eigentlich hatte ich selbst dort meinen Begabungsschwerpunkt verortet, aber die Fragen waren oft unklar formuliert und ich fragte mich, wie man mit den Antworten Intelligenz testen wollte. Ich suchte nach verborgenen Bedeutungen, tieferen Lösungsmustern. Von einer Hochbegabung spricht man ab einem Wert von 130 IQ-Punkten, der Durchschnitt liegt bei 100. Als ich aus dem Prüfungsraum schlich, war ich sicher, ich würde mit 99 abschneiden.

Da man leider die Auswertungsbögen verlegt hatte, dauerte es fast eine Woche, bis ich mein Ergebnis erhielt. Dann aber war klar: Es waren etwas mehr als 99 Punkte. In nahezu jedem Bereich lag ich deutlich über dem Grenzwert von 130. (Wie bei Mensa e. V. üblich möchte ich keine Zahl nennen. IQ-Tests zur Feststellung von Hochbegabung sollen helfen, Leiden zu vermeiden und sind weder Wettbewerb noch Statussymbol.) In Sachen Sprachkompetenz wurde ich zwar klar als hochbegabt eingestuft, meinen höchsten Wert hatte ich allerdings in einem ganz anderen

Bereich erzielt (mehr zur Problematik, Höchstbegabungen mit gängigen IQ-Tests zu erfassen, auf S. 136–137, 254). Einzig und allein im Kopfrechnen lag meine Leistung unter 130 Punkten.

Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff: Ich war nicht ausgebrannt. Ich hatte auch keinen Schlaganfall und erst recht keine Persönlichkeitsstörung. Ich hatte das, was man ein Bore-out nennt.

Kurz nach meiner Promotion hatte ich einen Traum gehabt: Ich saß am Steuer eines Raumschiffs und fuhr durch eine Straße der kleinen Universitätsstadt. Alles, was ich damals von *Star Trek* wusste, war, dass jemand mit komischen Augenbrauen mitspielte. Aber selbst wenn ich ihn damals nicht so nannte, mein Raumschiff besaß einen Warp-Antrieb: jenes fiktive Antriebssystem, das durch gezieltes Krümmen der Raumzeit Reisen mit Überlichtgeschwindigkeit ermöglicht. Zum Abheben benötigte ich allerdings eine gewisse Startgeschwindigkeit. Immer wieder nahm ich Anlauf, nur um im Feierabendstau abbremsen zu müssen, wieder und wieder. Der absolute Alptraum. Was machte ich auch mit einem verdammten Raumschiff mitten in der Rushhour?

Als ich mein Testergebnis in der Hand hatte, war mir klar, was mein Unterbewusstes mir damals hatte sagen wollen: Mein Gehirn stand mit einem Warp-Antrieb im Stau.

Diese Erkenntnis bewirkte, dass ich mich nun doch für den Maschinenraum meines Raumschiffs zu interessieren begann.

»Unter Hochbegabung versteht man zunächst einen IQ von 130 oder mehr, also einen Wert, der rund 98 Prozent, genauer: 97,73 Prozent der Altersgenossen übertrifft.«

Ich fuhr zusammen. »Wer bist du denn? Wo kommst du her?«

»Tust du jetzt schon so, als ob du mich nicht kennen würdest? Ich bin dein wissenschaftliches Ich. Der abgespaltene, verleugnerte Teil von dir. Der böse Zwilling, den du loswerden wolltest.«

Mein wissenschaftliches Ich reckte sich wie jemand, der lange in einer Zelle gesessen hatte. Mit einem kleinen, teuflischen

Lächeln sah es sich um, als hätte es schon eine Anklageschrift in der Tasche, um mich vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zu zerren.

»Ähm, willkommen ... möchtest du vielleicht ... he, das ist eigentlich mein Tee! – Schon gut, bedien dich. Du willst mir etwas sagen?«

»Allerdings. Von einer Höchstbegabung spricht man in Deutschland ab einem IQ von 140 oder 145. Ein wissenschaftlicher Begriff ist ›Höchstbegabung‹ jedoch nicht. In den USA, wo man weniger Berührungssängste hat, misst man auch Extrembegabungen ab 160 IQ-Punkten.«

»160?«, fragte ich. »Das entspricht einem Testergebnis, das 99,997 Prozent der Vergleichsgruppe übertrifft.«

»Exakt. In Deutschland ist das unüblich, man tut sich schon schwer genug mit dem Thema Hochbegabung. Du weißt schon – hier hat man es nicht so mit allem, was nach ›Elite‹ riecht. Historisch belasteter Begriff. Außerdem braucht man zur Messung von Extrembegabungen eine ausreichend große Vergleichsgruppe. Daher reicht die Skala der in Deutschland üblichen Tests für Erwachsene gewöhnlich nur bis in Bereiche zwischen 140 und 150 IQ-Punkten.«

»Das heißt, wenn Sheldon Cooper, der Held aus *The Big Bang Theory*, in, sagen wir, Altötting geboren würde, könnte sein IQ gar nicht erfasst werden?«

Mein wissenschaftliches Ich rümpfte die Nase. »War ja klar, dass du das bisschen Niveau gleich wieder herunterziehen musst. Aber ja. Korrekt. Eine Hochbegabung betrifft nicht nur den IQ. Der IQ ist allerdings der einzige Aspekt, für den es wissenschaftlich anerkannte Testverfahren gibt. Aus diesem Grund wird der Begriff Hochbegabung gewöhnlich an den IQ geknüpft, obwohl eine Hochbegabung sehr viel mehr umfasst.«

Ich ließ mich auf die Couch fallen. Meine Göttinger Galeerenjahre zeigten sich in einem neuen Licht. Denn ich begriff: Die für

Hochbegabte typischen Eigenschaften wie Intelligenz, Autonomie, schnelles Denken, Sensibilität und Kreativität sowie mein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden waren nicht gerade die besten Voraussetzungen, um in einem solchen Umfeld glücklich zu werden.

SCHLUSS MIT DER VERSTELLUNG!

Ich war also anders. Aber warum? Wie wurde man so?

»Neuere Ergebnisse aus der Hirnforschung, etwa von Paul Thompson, lassen annehmen, dass Intelligenz zum großen Teil genetisch bedingt ist.«

Ich fuhr zusammen. »Du bist noch immer da?«

Mein wissenschaftliches Ich lehnte sich neben mir zurück und verschränkte die Arme. »Natürlich. Du hast mich lange genug ignoriert.«

Ganz schön dreist. »Jetzt mach mal einen Punkt«, erwiderte ich. »Ich habe immerhin als Wissenschaftlerin gearbeitet!«

»Aber ja, genau davon spreche ich doch. Du bist zur Fachidiotin verblödet. Also: Verantwortlich für die Hochbegabung ist nach aktuellem Forschungsstand vermutlich die Leitfähigkeit des Nervensystems. Vor allem die Myelinschicht um die Nerven steht dabei im Fokus des Interesses. Hier liegt eine Verbindung zur hohen Sensibilität vieler Hochbegabter nahe, denn diese ist natürlich ebenfalls mit der Leitfähigkeit der Nerven erklärbar. Allerdings gibt es weit mehr hoch sensible als hochbegabte Menschen: Bei den hoch sensiblen liegen wir bei gut 20 Prozent, wenn wir das Konzept der Hochsensibilität nach Elaine Aron* zugrunde legen. Bei den Hochbegabten reden wir von rund 2 Prozent.

* Mehr von ihr und allen anderen genannten Autoren finden Sie unter der Rubrik »Zum Weiterlesen« ganz am Ende dieses Buches.

Beides ist also nicht dasselbe. Die Hirnforschung geht außerdem davon aus, dass bei intelligenten Menschen mehr Verknüpfungen im Gehirn bestehen. Daher müssen hochintelligente Gehirne weniger Hirnareale aktivieren, um denselben Effekt zu erzielen wie durchschnittlich begabte. Und wie für anderes scheint auch für das Gehirn zu gelten: Größe ist nicht alles. Es geht um Effizienz.« Sprach's und lächelte süffisant.

Das machte mich nachdenklich. Tatsächlich hatten mir immer wieder Lehrer oder Professoren gesagt, dass ich allein vom Zuhören im Gedächtnis behielt, was andere aufwendig lernen mussten; dass ich in vier Stunden erledigte, wofür andere zwei Tage brauchten. Aus genau diesem Grund bin ich beim Lernen gelinde gesagt stinkfaul. Aber weil ich das für völlig normal hielt, hatte ich mich nie gefragt, warum ich mir diese Faulheit eigentlich leisten konnte.

Jetzt war es auf einmal, als würde jemand den Vorhang vor meinen Gedanken wegziehen. Endlich verstand ich nicht nur, warum mir vieles leichter gefallen war als anderen, sondern vor allem und zum ersten Mal auch, warum mir so viele andere Dinge so viel Mühe gemacht hatten. Hochbegabte lernen nicht nur schneller als andere, sondern vor allem auch auf andere Weise. Genau das kann allerdings zu einem echten Problem werden.

Ich begriff, dass ich in meinem Job in Göttingen quasi alle typischen Symptome massiver Unterforderung abgespielt hatte: Dinge wie Aggressionen, Magenbeschwerden oder meine Konzentrationsprobleme. Schon bei Schulkindern kann man sie beobachten, mit vorhersehbaren Folgen für Noten und Sozialverhalten. Inzwischen hatte ich Dutzende Geschichten gelesen über den Teufelskreis von Elterngesprächen, Schulverweisen und Fehldiagnosen wie Asperger-Syndrom, AD(H)S etc., der hier oft für hochintelligente Kinder beginnt. In Extremfällen droht ihnen sogar die Sonderschule. Das Leben in Zeitlupe nehmen zu

müssen, während im Inneren der Warp-Antrieb knirscht, ist eben auch eine Art der Folter.

Als ich das alles auf einmal so klar vor mir sah, brach ich in Tränen aus. Es war ein Gefühl unendlicher Erleichterung: Ich war nicht krank, und auch nicht abartig. Mein Anderssein hatte zwischen mir und der Welt gestanden. Jahrelang hatte ich es loswerden wollen, getrieben vom Bedürfnis, endlich »normal« zu sein. Aber da es zu mir gehörte, hatte ich mich selbst dadurch mit bekämpft. All die Jahre hatte ich eine Tarnkappe getragen. Sie hatte mich vor vielem geschützt. Doch irgendwann hatte sie begonnen, mich auch vor mir selbst zu verbergen. Plötzlich ergab alles einen Sinn.

Zum Beispiel, warum ich nach Partys oder Treffen, die für andere entspannend und schön sind, völlig gerädert ins Bett fiel. »Du bist arrogant«, hatte ich oft gehört, wenn ich mich verzog, während alle anderen glücklich dem Smalltalk frönten (unter Smalltalk können übrigens auch philosophische oder wissenschaftliche Themen fallen, wenn sie nur »small« genug behandelt werden). Nein, bin ich nicht. Es ist nur unendlich anstrengend für mich, mich über die Familie, Rezepte für Weihnachtsplätzchen, Horoskope oder sinnvolle Lebensführung zu unterhalten.

Frauen sind mit diesem Problem vermutlich noch stärker konfrontiert als Männer, einfach deshalb, weil Intelligenz bis heute eher männlich konnotiert ist. Bringt ein Mann in einer solchen Situation das Thema auf Marx oder Adorno, sieht man es ihm nach. Intelligente Männer sind sexy, es umgibt sie ein Hauch Che Guevara. Aber was bei Männern »revolutionär« genannt wird, heißt bei Frauen noch immer allzu oft »hysterisch«. Plakativ gesagt: Intelligente Männer haben Groupies, intelligente Frauen haben einen Therapeuten.

Diese männliche Konnotation von Intelligenz brachte auch das Klischee hervor, dass kluge Frauen dann wenigstens kinderlos und Single sind und sich dezent bis spießig kleiden. Aber nur wegen

eines Klischees können wir Frauen unsere Intelligenz ja nicht im Kreißsaal mit der Nachgeburt ausstoßen. Und es gibt auch kein biologisches Gesetz, dass das Gehirn aussetzt, sobald die Füße in High Heels stecken (zumindest nicht bei der Trägerin, und was den Rest betrifft: ein Hirn, das sich davon ausschalten lässt, war vermutlich auch schon vorher nicht allzu präsent).

In die Erleichterung mischte sich auch Trauer. Trauer um verpasste Chancen, um ungelebte Möglichkeiten. Hätte ich als Kind schon um meine Hochbegabung gewusst, wie viel anders hätte mein Leben verlaufen können! Wo stünde ich jetzt? Und vor allem: wie soll ich denn jetzt damit umgehen? Was soll ich nun anstellen mit diesem IQ? Jetzt, wo die Hälfte meines Lebens vorbei ist? Bei manchen Bereichen, in denen mein Ergebnis besonders gut war, muss ich erst einmal nachdenken, wofür man diese Fähigkeiten überhaupt benutzen kann, die jahrzehntelang brachlagen. Was ist schlimmer: nicht zu wissen, wozu man fähig gewesen wäre – oder es zu erfahren, wenn es zu spät ist? »Intelligenz ist ein Geschenk des Teufels«, sagte der von mir sehr geschätzte Fjodor Dostojewskij. Als ich mein Testergebnis in der Hand hielt, war mir klar, was er meinte. Aber ich wusste auch, dass es von diesem Augenblick an gleichgültig war, ob diese Intelligenz ein Geschenk ist oder Zufall, ob sie von einem mythischen Fabelwesen kommt oder von den Nukleotiden, die meinen genetischen Code bestimmen. Sie ist nun einmal da, in jeder meiner Zellen. Und nur das zählt. Denn eins werde ich nie wieder tun und auch mein Kind soll es niemals tun müssen: dem eigenen Geist Atem und Seele abschnüren aus Angst, sonst nicht leben zu können.

Ich habe genug davon, meine Intelligenz jedes Mal, wenn ich aus dem Haus gehe, hinter verschlossener Tür zurückzulassen. Ich habe genug davon, meine Gedanken einzumauern, hinter Starkstromzäunen zu verschließen und mir die Luft mit Stacheldraht abzuschnüren.

Und deshalb: Schluss mit der Verstellung! Schluss damit, mich mit Geschwätz zu langweilen aus Angst, jemand könnte merken, dass ich lieber über Quantenmechanik reden würde! Es ist meine Natur, ob ich will oder nicht. Denken ist uns ein Grundbedürfnis, wir brauchen es wie Essen und Trinken und Sex. Fehlt es, werden wir krank. Also: Schluss mit dem Diktat der Banalität!

Ich nahm meine Tarnkappe ab und warf sie in den Müll.